

BRILON-WALD

Ich steige in Gelsenkirchen in den Zug, steige in Dortmund um, steige in Schwerte um, fahre über Fröndenberg, Wickede, Neheim-Hüsten, Arnberg, Meschede. Sitze mit einer Lupe über einer zurechtgefalteten Straßenkarte. Weiß so, dass ich an der Ruhr entlangfahre.

1952, als mein Vater drei Mal diese Strecke fuhr, kam immer in Bestwig wegen der Steigung eine zweite Lok dazu. 11

Jetzt die auf der Karte schwarz gestrichelte Linie, ein Tunnel. Direkt nach dem Tunnel der Bahnhof Brilon-Wald. Nach dreistündiger Fahrt steige ich aus. Es ist 10 Uhr 42.

Ich fotografiere den langgestreckten Fachwerkbahnhof und die qualmende Batteriefabrik. Als Hintergrund sehe ich immer bewaldete, herbstlich bunte Berge.

Ein schmales Tal. Ich frage den einzigen Schalterbeamten, ob es die Klinik Hoheneinberg noch gibt. Aus dem Bahnhof links, über die Brücke, dann sei sie ausgeschildert.

Die Straße steigt leicht an. Links die Batteriefabrik, die wegen der hohen Schornsteine nicht stinkt. Rechts der eigentliche Stadtteil Brilons in den Hang gebaut. Ich sehe die weiße Kirche und die hellen Häuser in ihren akkurat aufgeteilten Parzellen. Darunter ein Werk, von dem ich nur sehe, dass es bergeweise Kleinholz braucht.

Der Anstieg zur Klinik. Nadelwald. Davor ein paar kleine Birken. Ich fotografiere.

Meine Eltern sind beide in Gelsenkirchen geboren. Als Lungenkranke wurde meine Mutter zur Entbindung sechs Wochen vor der Geburt nach Brilon-Wald geschickt. Den Eltern meines Vaters hatten meine Eltern verheimlicht, dass da plötzlich eine Lungenkranke in der Familie war. Hatten vorgegeben, die dürre Mutter müsse zur Erholung ins Sauerland. Und der Großvater hat noch gesagt: Hoffentlich wird das Kind nicht gerade dann geboren.

Ich fotografiere den Weg zur Klinik, als müsste ich alles kartografieren. Es ist der einzige Weg in Brilon-Wald, der mich etwas angeht.

Die Klinik kommt schneller, als ich denke, und ist kleiner, als ich dachte. Wenn man auf sie zugeht, sieht man sie von einer schmalen Seite, und

sie ist dann nicht imposant. Geht man an ihr vorbei den Berg hoch, hat man sie schnell unter sich, eine zusammengeklebte Miniatur einer Klinik. Hier hat mich meine Mutter geboren und durfte mich nach der Geburt drei Wochen lang nicht berühren, nur durch eine Fensterscheibe sehen. Die Nonnen haben meine Mutter überredet, mich in Brilon-Wald taufen zu lassen, denn ein ungetauftes Neugeborenes nahm man damals nicht mit auf eine Zugfahrt. Zur Tauffeier fuhr ich auf dem Arm eines Mädchens in der einen Ecke, meine lungenkranke Mutter in einer anderen Ecke des Fahrstuhls.

Ich gehe einmal um die Klinik herum, heute ein Erholungsheim des Reichsbundes. Will mich auf eine Bank setzen. Aber die ist nass. Gehe den Weg hinunter, den mich mein Vater Ende März 1952 hinuntergetragen hat. Da holte er meine Mutter und mich Getauftes ab nach Gelsenkirchen. Und die Ansteckungs- und Unfallgefahr lag außerhalb der Klinik prompt nur noch in Gottes Hand. Ich gehe hinüber in diesen merkwürdigen Stadtteil Brilon-Wald mit den auf Distanz stehenden, wenigen Häusern. Ein Cocker-Spaniel ist nur so wütend auf mich, dass er dabei nicht von der in den Berg gebauten Garage fällt. Die Pizzeria und die Kirche sind geschlossen. Die Bücherei öffnet jeden Freitag von 16 bis 17.30 Uhr. Von hier aus kann ich die Klinik nicht sehen. Ich bin in einem Versteck geboren worden. Außer den Dampffähren des Batteriewerkes bewegt sich jetzt nichts. Natürlich überall auf hohen Bergen bunter Herbstwald.

Hätten meine Eltern mich nicht nach einundzwanzig Tagen aus diesem Ort weggetragen, säße ich jetzt irgendwo in Brilon-Wald nachts auf dem Dach meines Eigenheims und würde schreien oder mit Steinen schmeißen.

SCHUTZENGELE

Abends setzte sich meine Mutter zu mir ans Bett und betete mit mir. „Abends, wenn ich schlafen geh', / Vierzehn Engel mit mir geh'n, / zwei zu meiner Rechten, / Zwei zu meiner Linken, / Zwei zu meinen Häupten, / Zwei zu meinen Füßen, / Zwei, die mich decken, / Zwei, die mich wecken, / Zwei, die mich weisen / In das himmlische Paradeise.“

Danach zeichnete mir meine Mutter mit dem Daumen ein Kreuz auf die Stirn, das war die Unbedenklichkeitserklärung an die Adresse der Engel, sie könnten sich ruhig an mein Bett trauen: Dieses Kind ist trichinenfrei. Dann stand die Mutter auf und machte hinter sich die Tür zu.

Es war ein entsetzliches Kindergebet. Ich war fünf Jahre alt, war noch nirgendwo gewesen, nicht mal im Kino, und hatte aber schon zwei, die mich Richtung Paradies wiesen. Und einmal dabei, alles wörtlich zu nehmen, spürte ich, wie gefährlich alles war, sogar zu schlafen, wo mich noch im Bett bei Nacht vierzehn Engel schützen mussten. Vom Engelaufgebot bei Tage, nur beim ersten Schritt vors Haus, war da erst gar nicht die Rede. Und was konnte mir alles zustoßen, wenn die Vierzehn einmal nicht vollzählig wären?

Nachts allein mit den Vierzehn, die ich nicht sah, die sich beugten über das wenige, das ich war, rechnete ich, als ich rechnen konnte, Vater, Mutter, ich, vierzehn mal drei, das waren zwei Erwachsene, ein Kind und zweiundvierzig Engel in einer Zweieinhalbzimmerwohnung, das war mir viel zu eng, wobei die Engel wegen der Flügel auch nicht zu dicht aneinander stehen konnten.

Auf den Abbildungen im Bertelsmann Lesering war die Größe der Engelflügel variabel. In Matthias Grünwalds Engelskonzert zum Beispiel konnten sie mit den kleinen Dingen gerade mal den Takt schlagen, wie es mir überhaupt bald vorkam, Engelflügel hätten etwas mit der Bildkomposition zu tun, sie waren immer gerade so groß, wie im Bild für sie Platz vorhanden war, sie waren nie nach physikalischen Gesetzen gebaut.

Meine Großmutter hatte im Schrank einen alten Hühnerflügel, mit dem sie Staub wischte. Auf den Gemälden in den Bildbänden leuchteten

die Flügel der Engel silbern, und der Staubwischflügel war verdreckt und zerfranst. Was war dem Engel, der nicht unbedingt klein gewesen sein musste, nur weil die Großmutter mit einem kleinen Flügel wischte, was war mit dem Engel passiert, der jetzt einfach nur irgendwo dastand, ein komischer Vogel, ein Eckensteher, der sich schämte, dem es ohne Flügel sicher zu kalt war?

14

DRECK

Eine meiner drei Großmütter lebte in einer flachen Baracke in einem Hinterhof. Die war zwar gemauert, aber nicht unterkellert. Toilette und Wasserhahn waren im Flur, durch den die Ratten liefen. Eine Familie mit Kindern schaffte es, ihre zwei Zimmer und sich selbst sauber zu halten. Meine Großmutter Stanislawka und ihre ebenfalls allein lebende gleichaltrige Nachbarin, mit der sie Wand an Wand lebte, schafften es nicht. Im ersten Raum, der eine Wohnküche sein sollte, stank es nach Resteesen, im nicht beheizten Schlafzimmer meiner Großmutter nach fauligen Holzdielen. Das Schlafzimmer wurde nur durch das Licht der Wohnküche beleuchtet. Feuchte Tapeten hingen von den Wänden. Wenn ich bei dieser Großmutter schlafen musste, ging ich im Halbdunkel zwischen Brennholz und Lumpen ins klamme Bett.

15

Ob die Nachbarin mit einem oder mit mehreren Ausländern schlief, weiß ich nicht. Jedenfalls wurde sie von Stanislawka als Hure beschimpft. Die beiden Frauen gifteten sich jedesmal an, wenn sie sich im Flur trafen. Warteten wohl den ganzen Tag darauf, zusammenzutreffen. Hantierte die eine Frau am Wasserhahn im Flur, stürzte die andere sofort aus ihrem Drecksloch, und sie kreischten, wer wohl die Schmierigste von beiden sei.

DER TEPPICH

16 Vor dem Sofa meiner Eltern lag ein quadratischer Teppich. Da flogen Paradiesvögel, und im hohen Gras schlichen gelbe Tiger. Ihnen folgten bunte Lanzenreiter. Um den ganzen Teppich herum eine lange Reihe eingewebter Tiger und Lanzenreiter und Tiger und Reiter und ums Eck wieder Tiger und Reiter, viermal nach links ums Eck.

Und je nach meiner Laune sprangen die Tiger die Lanzenreiter an oder durchbohrten die Lanzenreiter die Tiger oder jeder konnte jedem gerade noch entkommen oder alle gingen friedlich in einer langen Reihe hintereinander her, vielleicht sogar, ohne voneinander zu wissen, denn sie sahen einander nicht im hohen, stillen Grasmeeer.

Das war für mich ein liebgewordenes Spiel, gewebte Tiger in Bewegung zu setzen, ohne dass irgendjemand etwas von meinen magischen Kräften geahnt hätte.

HÄNSCHEN KLEIN

Es war nun wirklich nicht so, dass bei uns zu Hause ständig über den Krieg geredet wurde. Nur bei Familienfeiern versuchten sich die Männer an die Gliederung der Heeresgruppe Mitte zu erinnern oder nannten Namen russischer Städte: Smolensk, Minsk. Dann gab es im Keller noch Vaters breite Steppjacke aus der russischen Kriegsgefangenschaft. Sie hing an einem Nagel, ein wüstes ruhiges Ding. Und an Silvester, wenn Vater und Onkel auf dem Balkon die Raketen zündeten, schrien sie manchmal: Jetzt machen wir dem Iwan Feuer unterm Arsch! Aber das riefen sie auch nicht jedesmal.

Mehr war da eigentlich nicht Anfang der Sechziger Jahre. Trotzdem war mir damals klar, dass ich mein Leben so einrichten musste, dass ich später in der russischen Gefangenschaft Chancen hatte zu überleben. Also besser nicht mit dem Rauchen anfangen, sonst wäre ich als Süchtiger immer unterwegs im Stacheldrahtverhau, um mein Stück Brot gegen Kippen einzutauschen.

Ich war Elf oder Zwölf, ein Kindchen mit Igelschnitt, das auf jedem Foto lieb grinste. Nichts zu sehen von dem, was in mir rumorte.

PLATZMIETE

18

Platzmiete war eines der peinlichsten Worte meiner Kindheit. „Wir haben eine Platzmiete!“ sagte meine Mutter und erwartete wohl, dass sich unsere Nachbarn in der Siedlung vor ihr in den Staub warfen, die aber in ihren offenen Kittelschürzen und Unterhemden eh mehr auf Rex Gildo standen, denen es egal war, dass wir mit der Kultur auf Du standen.

Auf die tausendste Bitte der Mutter hatte mein Vater zwei Platzmieten fürs Stadttheater gekauft. Meist knatschig darüber, dass er mitgehen musste, rasierte sich der Vater ohne ein Wort vor dem beschlagenen Spiegel. In den eigentlich schönen Augen der Mutter sah ich, was sie von Vater hielt. Mit Schaum vorm Mund fragte er schließlich, worum es denn ging. Und Mutter noch im Bademantel las rasch aus dem Opernführer: Angebliche Treulosigkeit, angeblicher Verrat, hinterlistige Berichte, bekümmerte Frauen. Überfall durch Meuchelmörder. Auf den Leim gegangene Heiratsvermittler. Chöre der alkoholisierten Mönche. Und Helden. Die einen waren am Ende tot, die anderen überwältigt von großer Liebe. Und in jeder Oper wurden verräterische Briefe gefunden.

Das doch eigentlich Unvorstellbare kam mir manchmal vor wie: immer die gleiche Leier. Bloß eine Tote setzte sich in meinem Kopf fest: Da starb eine Frau durch das ausströmende duftende Gift herabrieselnder Blüten.

Vater roch nach Pitralon. Er klebte sich kleine Fetzen Zeitungspapier, die weißen vom Rand, auf die blutigen Punkte der aufgeschnittenen Wangen. Ein meist müder und poltriger Mann hatte plötzlich – blutroter Punkt auf weißem Grund – viele japanische Fähnchen im Gesicht, stand schon im Anzug und hatte meist eines vergessen, starrte uns an und sah lustig aus.

Dann gingen sie endlich aus dem Haus. Ich schlich ins Wohnzimmer, machte den Fernseher an, leise, damit mich die Nachbarn nicht verpetzen konnten.

„Bring sie nach Missouri, Mat.“ Und eine Rinderherde setzte sich kaum hörbar in Bewegung.

Bei Konzerten und Liederabenden weigerte sich mein Vater einfach mitzugehen. Da war ich an der Reihe, ging fein gemacht mit meiner Mut-

ter zuerst durch ein Spalier von Kittelschürzen und Unterhemden, saß dann mit zu kurzen Beinen auf einem der gepolsterten Wippstühle, wartete nur darauf, dass der Dirigent die Symphonie durchwinkte, damit ich nach Hause kam, um vielleicht doch noch den Rest Robinson Crusoe im Fernsehen mit zu kriegen.

Liederabende waren meist kürzer aber dreimal so langweilig. Oder Furcht einflößend. Bei Schuberts Winterreise übersetzte ich mir aus Not *Berg, Tal* und *Fluss* in den mir von der Märklinbahn geläufigen Maßstab H0. Während der Mann *Wie weit noch bis zur Bahre* sang, knetete ich mir in Gedanken aus in Kleister geweichten Zeitungen die ganze Gegend, strich sie mir grün und blau an, klebte mir *Tor* und *Brunnen, irre Hunde* und *fein Liebchen* hinzu und war abgelenkt.

Aber einmal gab es ein Schauspiel. Es war ganz still im Saal. Auf der Bühne für kurze Zeit nur ein einzelner Mann in einem historischen Kostüm. Ich hatte keine Ahnung, worum es ging. Die rechte Faust auf einen Tisch gestemmt, sprach er. Und obwohl er sprach, wusste ich sofort: Der Mann denkt über etwas nach.

Bis dahin hatte ich Angst, mein Denken sei eine Art Krankheit. Deshalb tat ich es immer ganz heimlich nur für mich. Auch wegen der Nachbarn, denn ich fand, wir waren so schon komisch genug. Und dann steht plötzlich dieser erdichtete Mann auf der Bühne und sagt mir direkt ins Gesicht, ich sei gesund.

19

HIN UND HER GERISSEN ZWISCHEN GELSENKIRCHEN UND HOLLYWOOD

20

Als Kind musste ich, wenn keine Ferien waren, um acht Uhr abends ins Bett. Außer, wenn einmal in der Woche im Fernsehen vom Eichmannprozess berichtet wurde.

„Jetzt wasch dich schnell, dann darfst du noch Eichmann gucken!“

Aber das war später, erst Anfang der Sechziger.

Unter uns wohnte die Edeltraut mit ihren Eltern. Edeltraut war gar nicht viel älter als ich. Aber eben ein Mädchen. Mädchen haben früh ihre Freier. Und die standen abends vor dem Küchenfenster. Edeltraut lehnte sich raus. Wir wohnten in einer Bergarbeitersiedlung. Ich keiner alten aus Backstein. Unsere war modern, zwanzig Häuser mit gelbem Rauputz, zwanzig Häuser mit grünem, zwanzig mit rotem Verputz. Wir wohnten in den roten Häusern.

„Wo wohnze?“

„Inne roten.“

Die Freier hatten ihre Zündaps und Kreidler hochgebockt und saßen drauf und rauchten.

Edeltrauts Eltern hatten einen Zehnplattenwechsler. Zehn A-Seiten klackten durch, der Packen wurde umgedreht. Zehn B-Seiten klackten durch. Es waren immer für sehr lange Zeit dieselben Platten, eh' mal eine neue dazukam. Und nach ‚Gehen sie aus im Stadtpark die Laternen‘ kam unweigerlich Caterina Valente mit: ‚Spiel noch einmal für mich Habanero‘.

Einerseits gaben mir die ständigen Wiederholungen Sicherheit, alles war so, wie es war, es konnte nichts passieren. Andererseits kriegte ich eine Ahnung davon, dass im Leben nichts weiter passieren wird. Immer die gleichen zehn A-Seiten. Und dann den Packen umdrehen.

Lust holten wir uns damals beim Klettern an den Teppichstangen vor den Häusern. Und brachten diese Art von Lust und Mädchen noch nicht zusammen. Mädchen, das war eine andere Lust. Das war die Lust am Posieren. Unter dem Fenster eines Mädchens stehen. Die Kreidler hochgebockt. Zigarette rauchen.

Dazu war ich zu jung. Ich lag im Bett. Und nach Mädchen an sich habe ich mich nicht gesehnt, aber nach der Inszenierung: Mädchen, Fenster, Kreidler, Zigarette. Und ohne Musik ging überhaupt nichts. Alles sollte so sein wie im Film.

Und die Mädchen mussten aussehen wie die zeitlosen Schönheiten in den amerikanischen Schwarzweißfilmen im Fernsehen. Eben inszeniert. Die Wohnungen im Film waren Appartements. Der Mittelpunkt jedes Appartements war die glitzernde Bar. Da standen die Männer mit ihren Drinks. Neben ihnen die Frauen. Abstehende schwingende Röcke für die guten Frauen, enge Röcke und Zigarette für die Bösen.

Heirate nie eine von den Schwarzhaarigen in engen Röcken, die bringen dir Unglück!

Und das war ja auch so, wie sich später herausstellte: Die im engen Rock war eine ganz hinterhältige Hyäne.

Die lieben Frauen mit den weit schwingenden Röcken bügelten und schoben den Kinderwagen und lächelten und hatten trotzdem irgendwie keine Chance bei mir. Die hatten nichts Dramatisches an sich. Bei denen konnte man als Mann nicht zähneknirschend in seinen Drink starren. Und das war ja gerade der eigentliche Höhepunkt jedes Films.

Schon als Kind hin und her gerissen zwischen Gelsenkirchen und Hollywood, wollte ich mich ein für allemal für Hollywood entscheiden. Ein Leben lang mit einer Hyäne im hautengen Rock an einer Bar stehen. Vor Zuschauern natürlich. Wie im Film. Und als Musik die zehn Platten der Edeltraut unter uns. Viel mehr kannte ich ja nicht.

Und die Hyäne fragte mich: „Haben Sie... Feuer?“

Davon träumte ich also. Und inzwischen war man in Deutschland ganz rasant von der Rassenhygiene auf Körperhygiene umgestiegen. Was sicher notwendig war. Bei all dem Perlon und Nylon müssen die guten Frauen mit den Petticoats beim Tanzen gerochen haben wie die Bären im Zoo.

Der Traum von der Traumfabrik wurde aber immer häufiger unterbrochen. Auch von mir selbst. Irgendwann wollte ich der eigenen Geschichte ja gar nicht mehr entfliehen. Und es ging auch nicht. Zum Beispiel las ich zwanzig Jahre später eine von Fassbinders Regieanweisungen: „In der Lederkneipe laut über Band: Caterina Valente ‚Spiel noch einmal für

21

mich Habanero.“ Sofort war alles wieder da: wo ich herkam, und dass sogar meine Träume kleinkariert waren. Und dass ich eben tatsächlich aufgewachsen war mit dieser idiotischen Gewissheit, das Leben bestehe aus zehn Schallplatten, zehnmal die A-Seiten, zehnmal die B-Seiten, dann wieder die A-Seiten.

22 Und eben auch mit der Gewissheit, das Leben bestehe aus diesen beiden Frauen. Die eine ist lieb und trägt Petticoats und hat das Puddingabitur und kann zwischen eingezogenen Flickern und durchgezogenen Flickern unterscheiden, und weiß, wie man Geschirrhandtücher zusammenlegt und gibt die Tetravitrol, den Lebertran mit dem angenehmen Geschmack, und die wirst du heiraten. Und die andere trägt einen hautengen Rock und Schminke und glutroten Nagellack und wird dich gnadenlos ins Unglück stürzen. Und nach der sehnst du dich.

DEM UNBEKANNTEN WDR-TECHNIKER

Ich hatte schon immer gestottert. Der eine Laut klemmte tief in der Kehle, der andere zwischen Zunge und Gaumen, das *P* zwischen den Lippen. Wenn ich wusste, ich sollte am nächsten Tag Corned Beef kaufen, was bei uns Kornebeff ausgesprochen wurde, begann ich schon abends beim Einschlafen mit hektischem Atmen, denn wenn ich an der Wursttheke nicht direkt vor Kornebeff stand, weil zehn andere um mich herum auch einkauften, und wenn ich nicht drauf zeigen konnte, musste ich es ja aussprechen.

23

Mit der Einschulung wuchs die Angst zur Panik. Die Schulzeit begann damit, dass jeder aufstehen und vor den fünfzig Schulkollegen seinen Namen nennen musste. Mit meiner Abscheu vor *Ms* und *Ks* war ich, Michael Klaus, geliefert. Das *M* kam gar nicht, dass ich mir wünschte zum Beispiel Gregor zu heißen, weil Gregor funktionieren würde, dachte ich. Das *K* blieb zuerst lange stecken, ruckte und ruckte und ruckte und schoss dann wie stockbesoffen sofort zu Dutzenden raus.

Meine Mutter und ich fuhren Ende der fünfziger Jahre mit dem Rad zu einem Rektor Glöfeld. Der leitete eine Schule für Beschmierte. Jede Macke eines Menschen mit dem korrekten Fachbegriff zu benennen, war damals allgemein noch nicht üblich. Ich lag also mit zwei anderen Beschmierten in einer alten Hilfsschule mit dem Rücken auf einem großen Tisch, Rektor Glöfeld presste seine Hände abwechselnd auf unsere Bäuche, bis unser Atem ruhiger ging. Wir stießen Laute aus, zum Beispiel *Gnuuuuu!*, und die drei Mütter saßen in einer Ecke und zupften an ihren geblühten Kleidern.

Ich behielt das Stottern. Empfund es bald als Strafe dafür, dass ich einmal meinen Großvater, der auch stotterte, lachend nachgemacht hatte. Das hatte ich jetzt davon.

Alle Schuljahre begannen mit dem gleichen Ritual: Mit dem Aufstehen in der Klasse und dem *M* und dem *K*. Im Kommunionunterricht mied ich beim Glaubensbekenntnis regelmäßig die Zeile mit der allein seligmachenden katholischen Kirche. Allmächtiger Jesus, dann steck mich doch in die Hölle und übergieß mich mit Feuerzeugbenzin!

Soweit so etwas geht, hatte ich mich ans Stottern gewöhnt.

Als ich anfing, Gedichte zu schreiben, versuchte ich, weil ich meine Gedichte trotz allem vortragen wollte, das Alphabet um die schwierigsten zwölf Buchstaben zu verringern. Sonnenuntergangsgedichte ohne S ohne L ohne K am Anfang eines Wortes und ohne U, da ging die Sonne nicht gerade elegant unter, eher wie mit einer verrosteten Bühnenmechanik in einem Provinztheater. Was anscheinend seinen eigenen Charme besaß: Ich war Mitte Zwanzig und sollte meine Texte im Rundfunk lesen.

Ganz ohne kritische Buchstaben ging es dann doch nicht. Ich saß im Studio, versuchte zu sprechen, gestikulierte, ruderte mit den Armen, schwitzte mein Hemd durch und presste wie bei einer Entbindung.

Es war ein WDR-Studio. Der Techniker hinter der Scheibe, dessen Namen ich nicht weiß, hörte sich eine ganze Zeit an, wie ich an einigen Lauten fast ersticke, wie es dann glückte und ich mich vor Glück verhaspelte, wie ich versuchte neu anzufangen. Aber bei irgendeinem P brach dann die Welt endgültig zusammen.

Damals wurde noch mit riesigen Bandmaschinen aufgenommen. Der Mann öffnete sein Mikro. Dann zog er Band von der Maschine und hielt mit ausgebreiteten Armen Einmetervierzig davon hoch.

„Stotter ruhig weiter“, sagte er. „Das hier sind deine siebzig Ps. Ich werde dein letztes P nehmen, und alle anderen schmeiße ich weg.“

Ich hätte mir seinen Namen unbedingt merken müssen. Denn seit dem Tag stottere ich nicht mehr.

DIE LIEBE, DER WIDERSACHER, DER GROSSVATER, DAS HUHN

Als ich zehn Jahre alt war, hatten die Pflegeeltern meiner Mutter noch ihren Bauernhof. Er war klein. Aber dass er deshalb einmal unrentabel werden könnte, daran war nicht zu denken. Gegenüber dem alten Hauptgebäude mit großem Tennentor und Kuhstall, Schweinestall, Pferdestall, mit angebautem Hühnerstall und Misthaufen, stand das mit schwarzer Teerfarbe gestrichene Holzhaus. Das war zugleich Werkstatt mit an langen, rostigen Zimmermannsnägeln aufgehängtem Werkzeug und eben Vorratsschuppen für Berge von Brennholz. Im Hauklotz stak die Axt, die wir bei Strafe nicht anfassen durften. Zwischen Haupthaus und Holzhaus lag ein ungepflasterter Hof. Hatte sich der Regen zu tief in den Hof gegraben, kippte Großvater rotweißen Ziegelschutt in die Löcher.

So wie ich meine Sommerferien bei meinen Großeltern verbrachte, wohnte Marie-Therese regelmäßig im Sommer bei ihrer verwitweten Großtante unten im Hof in der Senke. Das erstmal sah ich sie, als sie eines Abends das einzige Huhn ihrer Großtante Änne zurückholen sollte. Obwohl meine Großeltern zweihundert Hühner hatten, war das von Tante Änne leicht zu finden. Es war das einzig braune. Und es kam jeden Tag den Hügel herauf und wurde jeden Abend wieder zurückgetragen.

Marie-Therese war schön. Aber da war noch Ferdinand von irgendwoher, von einem anderen Hof oder aus dem Dorf, ich weiß nicht, und der hatte vor mir den großen Vorteil, dass sein Cousin im Gefängnis saß. Wenn wir also mittags, wenn alles fast still und wie gelähmt war, auf einem Holzberg, der leicht ins Rutschen geraten konnte, unter dem brütendheißen Dach des Holzhauses saßen und von weit oben auf ein Huhn spuckten, das sich ins Holzhaus verirrt – zuerst kam immer sein langer, gezackter Schatten –, hatte Ferdinand etwas zu erzählen und ich nicht. Und je mehr Einbrüche Ferdinands Cousin begangen hatte, gestohlene Autos zu Schrott gefahren und alten Frauen die Schädel gespalten hatte, – wir starrten unter uns auf den Hauklotz und die blutige Axt –, umso schöner wurde Marie-Therese. Dabei saßen Marie-Therese

und Ferdinand so dicht zusammen, dass ich schweißnass dachte, ich sei das Huhn, auf das sie spuckten.

Das Strafmaß für Ferdinands Cousin steigerte sich von Mittag zu Mittag. Es war heiß. Der staubige Hof lag im bläulichen Dunst. Der Großvater hustete im Schlaf. Der Geruch der schmelzenden Teefarbe, die Hühner gackten wie vertrocknet. Da sahen wir Ferdinands zerlumpte, traurigen Cousin in Ketten auf der schattenlosen Teufelsinsel.

26

Ich hielt es nicht mehr aus. Ich wollte mich auf den Misthaufen werfen und für immer dort liegenbleiben. Ich konnte schon damals sehr wütend gegen andere, aber auch gegen mich selbst sein. Ich hatte die beiden da hocken lassen und war den Holzberg herabgehetzt. Besser Ferdinand auf den Mist! Aber der war älter, größer, vermutlich stärker. Ich rannte über den Hof. Nur weg! Und im schmalen, von der Hitze aufgeweichten Asphaltstreifen an der Mauer des Misthaufens klebten plötzlich meine Sandalen fest, die Lederriemen rissen, und ich war so in Schwung, dass meine nackten Füße in die weiße Glut des Hofes trampelten. Und als ich losschreien musste, aber nicht schreien wollte, fliegen wollte und nicht konnte, immer nur „Meine Füße!“ dachte, „Füße! Füße! Füße!“, hatte ich endlich die Idee zu meiner Geschichte, die Marie-Therese an mich heranrücken lassen würde. Ich wollte mir Zeit lassen, um überlegen bis hochnäsiger zurückzukehren, aber dazu war der Hof zu heiß, und ich rannte auf den Fußballen hüpfend mit sperrigen Zehen und verzogenem Gesicht zurück ins Holzhaus in ihr breites Gelächter.

Es waren die Füße meines vor zwei Jahren gestorbenen anderen Großvaters aus der Stadt, die mir eingefallen waren. Er war so krank, dass er sich auf seinem roten Küchensofa wundlag. Dabei wurde sein Körper immer gefühlloser. Sonntags kamen seine Kinder und deren Frauen und Männer und seine Enkel. Er wurde von allen mit Handschlag oder Küssen begrüßt. Und dann begann sich sofort jeder mit jedem zu streiten, ob es noch angebracht war, die und die zu grüßen, wo die doch katholisch waren oder nur einen untergeordneten Beruf hatten, wo einer aus unserer Familie doch verbeamtet war. Und die eine unserer kleinen Familien meinte, dem Großvater die klügeren Enkel geboren zu haben. Und die Keiferei ging soweit, bis jeden Sonntag diese kleinen Familien fast ausein-

anderbrachen, und statt dass sich wenigstens die Ehepartner gegenseitig in Schutz nahmen, sagten auch die sich ins Gesicht, dass man eigentlich eine viel bessere Ehefrau, einen besseren Ehemann verdient hätte. Oder, dass man sich habe vom anderen hereinlegen lassen.

Und während eines dieser Streitsonntage waren Großvaters Füße angebrannt. Weil Großvater immer froh, lagen seine Füße auf einem Heizkissen. Das war defekt, ohne dass wir es wussten, und gab an dem Sonntag viel zu viel Hitze ab. Großvaters Füße waren damals aber schon gefühllos. Er merkte nicht, wie seine Füße verschmorten. Und wir merkten es erst am Gestank in der Wohnküche.

„Blödsinn!“ sagte Ferdinand, als ich von den Füßen meines Großvaters erzählte, und wollte Marie-Therese und mir weismachen, dass sein Cousin gerade zum Tode verurteilt worden war. Aber Marie-Therese, eine Hand auf meinem Knie, wollte nur wissen, wie die Füße ausgesehen hatten.

Ich hatte damals nicht hinsehen können. Ich liebte meinen Großvater, und der liebte mich. So erzählte ich tagelang in der Hitze des Mittags unterm schwitzenden Teerdach von Großvaters Füßen, was ich von Stöcken, von Ästen, von Baumrinde im Feuer wusste. Wie sie rot glühten, wie sie dann schwarz wurden, wie sie Risse bekamen, wie sie sich aufbäumten und weiß wurden. Und hatte nur Angst, Ferdinand könnte eine viel gruseligere Geschichte erfinden. Deshalb erfand ich auch noch den Fluch meines Großvaters. Wie der brennende Greis seine ganze Familie verflucht hatte. Nur nicht mich, da er mich liebte.

Marie-Therese wollte den Fluch hören. Wort für Wort. Und seine Auswirkungen. Was war unserer Familie durch diesen Fluch zugestoßen? Da war es Abend, und sie musste ihr braunes Huhn einfangen und zurück zu ihrer Großtante.

Der Fluch meines angebrannten Großvaters! Mir fiel nichts ein, weder als ich an diesem Abend noch sehr lange wach im Bett lag, noch im Traum.

Meine Großmutter vom Land rettete mich. Sie schlachtete am nächsten Tag das braune Huhn und blieb bei ihrer frechen Behauptung, sie hätte es aus Versehen geschlachtet. Aber niemand glaubte ihr, dass sie aus Ver-

27

sehen das einzige braune Huhn unter zweihundert weißen geschlachtet hatte. Der Hof war voll von streitenden Menschen. Die Großtante vom Hof in der Senke hatte Großneffen und Großnichten mitgebracht. In Wirklichkeit war es wohl eine vierhundertjährige Nachbarschaftsfehde, die nur manchmal ausruhte, die noch einmal vierhundert Jahre andauern wird.

28 Und Marie-Therese kam nicht mehr. Ich schaute zwar immer wieder durch die Obstbäume in die Senke und war traurig wegen Marie-Therese, weil sie so schön war, aber ich war auch erleichtert, weil mir der Fluch nicht mehr einfallen musste und was er angerichtet hatte. Und nach dem Fluch hätte mir ja wieder etwas einfallen müssen, und danach wieder etwas und wieder etwas.

DIE ZEIT ZWISCHEN DEN JAHREN

Es gibt keine Zeit, die man ‚zwischen den Jahren‘ nennen kann. Jedes Jahr schließt sekundenschnell ans nächste an. Aber wenn man zwischen den Jahren Wäsche wäscht, stirbt jemand. Nicht immer der, der wäscht. Manchmal ein naher Verwandter oder ein Nachbar oder ein früherer Nachbar oder eine Urlaubsbekanntschaft oder der frühere Nachbar der Urlaubsbekanntschaft.

29

Zwischen den Jahren – man streitet, ob das von Heiligabend bis Neujahr oder bis Drei Könige ist –, zwischen den Jahren putzt man keine Fenster, sonst stirbt auch dann jemand. Und wer zwischen den Jahren Hülsenfrüchte isst, kriegt Ausschlag.

Niemand hat jemals daran geglaubt, aber alle handeln danach. Und der Schwachsinn, wenn er nur tief genug verwurzelt ist, heisst dann irgendwann Volksweisheit, und die müssen die Menschen, wie unter Zwang, an ihre Kinder weitergeben.

Zwischen den Jahren ist jeder ganz normale Mensch, weil er gerade zwischen den Jahren nichts bei sich behalten kann, zu einem Drittel Orakel, zu einem Drittel Gottheit. Zwar tut er so, als erinnere er sich nur ganz zufällig an etwas Lächerliches, das man eigentlich nicht zu erwähnen braucht, erwähnt es aber doch und gibt seinen Kindern seine eigene Angst zu fressen und hat ein wenig mitbestimmt, dass auch seine Kinder noch bei der simpelsten Handlung an Vorbestimmung und Strafe glauben.

Wenn du zwischen den Jahren deine Hausschuhe mit den Spitzen zum Bett stellst, schlüpft die Moorhexe Smorra hinein und bringt Unglück, sagt mir eine junge Frau, die danach lachend ergänzt: Vielleicht habe ich deshalb soviel Unglück gehabt.

Wo bleiben also zwischen den Jahren die Dachdecker, die Fenstermonteure, die Tapezierer, auf die sich jeder, der sie nötig hat, zumindest so freut wie auf das Kind in der Krippe?

Sie sitzen zu Hause und lehren ihre Kinder und Enkel das Fürchten.